

# Neuköllns Schamanin trommelt auf Elchhaut

„Sibyllenwurz und Speisedampf“: Eine Ethnografie-Ausstellung zeigt, wie sich in Berlin die Götter und Geister vermischen

STEFANIE PETER

**D**ie Schamanin sitzt in ihrem Haus in Schöneberg auf einem Jaguarfell, umgeben von Ölbildern, die sie selbst gemalt hat. Bunt gefiederte Papageien sind darauf zu sehen, Kolibris, die ihre Schnäbel in Blütenkelchen versenken, Raubkatzen und überall dichtes Regenwaldblattwerk.

Es ist die Landschaft Kolumbiens, wo Viviana Ponce de Leon geboren wurde. Sie ist beständig im Kontakt mit den Ahnen im Amazonasbecken. Der Jaguar ist ihr Krafttier, seit er ihr vor langer Zeit im Traum erschien. In Vorträgen und Zeremonien trägt sie die Botschaft der Indios nach Berlin. „In dios“, sagt sie, „bedeutet in Gott sein.“

Auch Anja Gundelach steht mit höheren Mächten im Kontakt. Sie praktiziert einen urbanen Schamanismus, „etwas, das für uns hier passt“. Auf ihren „Reisen zu den Wurzeln“ spürt sie die starke Wirkung des Ortes Berlin, wo die Traumata in den Gemäuern sitzen. Durch Zeremonien vermag sie diese negativen Energien zu neutralisieren. Dabei hilft ihr eine selbst gebaute Trommel aus Elchhaut.

Die beiden Frauen gehören zu den sieben Protagonisten eines ethnologischen Dokumentarfilmprojekts mit dem märchenhaften Titel „Sibyllenwurz und Speisedampf“. Studenten der Medizinethnologie und der Visuellen Anthropologie der Freien Universität Berlin haben den Film gedreht, der im Rahmen der gleichnamigen Ethnologie-Ausstellung im Schillerpalais in Berlin-Neukölln täglich zu sehen ist. Am Beispiel von

Berliner Heilerinnen und Heilern wird gezeigt, wie traditionelle, oft religiös basierte Heilmethoden hierher gebracht wurden, sich dabei verändert und angepasst haben und inzwischen auch unser Medizinsystem beeinflussen. In der zunehmend globalisierten Welt haben wir es nicht nur mit einer höheren Mobilität von Patienten und Gesundheitsfachkräften zu tun, auch das Wissen von Körper, Krankheit und Heilung wandert über kulturelle Grenzen hinweg.

Was in Berlin passiert, könnte man mit Hubert Fichte „Synkretismus“ nennen. Damit meinte der Schriftsteller die Vermischung von Göttern, Sprachen und Zauberformeln in den afrobrasilianischen Religionen Lateinamerikas und der Karibik, wo Heilige in transkulturellen Doppelrollen agieren und Götter die Körper der Gläubigen übernehmen. Die Autorinnen und Autoren des Dokumentarfilms nennen das ganz einfach „Heilmethoden mit Migrationshintergrund“.

Damit liefern sie den Überbau zu dem, was derzeit in Deutschland und Europa quer durch alle Bevölkerungsschichten an Bedeutung und Akzeptanz gewinnt: verschiedene Formen des geistigen Heilens. Sie reichen von Schamanismus über Reiki, Bruno Gröning bis zum Familienstellen mit Playmobilfiguren nach Bert Hellinger. Erst kürzlich erschien dazu eine detaillierte ethnografische Untersuchung des Leipziger Ethnologen

**Kreuzberger  
Candomblé-Altar  
für den Gott der  
Pflanzen**

Ehler Voss („Mediales Heilen in Deutschland“, Reimer Verlag). Sie führt vor Augen, wie sich ein laienmedizinischer Sektor und eine unorganisierte Alltagsreligiosität gegenwärtig zu einer größtenteils mündlichen Kultur des Geistigen Heilens verschränken.

„Man muss dran glauben“, sagt die 33-jährige Palästinenserin Khloud Zaher-Iraqi, die sich in der Nähe des Rathauses Neukölln als Energietherapeutin niedergelassen hat und bei ihren deutschen Patienten ein „stärkeres Körperbewusstsein“ feststellt. Aleksej Zasuhin bringt

seinen therapeutischen Ansatz ähnlich auf den Punkt: „Krankheiten kommen vom Vergessen des eigenen Körpers. Man muss den Lebenslauf ändern, um die Krankheit zu beseitigen.“

Zasuhin stammt aus Sibirien und arbeitet seit 1998 als Vertreter tibetischer Medizin vornehmlich mit Kräutern und Physiotherapie. Für die kleine Ausstellung mit Fotos und Objekten, die um die ethnologischen Dokumentarfilme herum von der Werkstatt Ethnologie ganz ohne Fördergelder erarbeitet wurde und bis Mitte Mai gezeigt wird, hat Zasuhin Lehrbilder der tibetischen Medizin zur Verfügung gestellt. Auch die koreanische Heilerin Chee Hee Nam hat sich für die Dauer der Ausstellung von einer Akupunkturpuppe und einem Satz Schröpfköpfe getrennt.

Sie alle lässt der Film nicht nur ausführlich zu Wort kommen, er führt uns auch an ihre Arbeitsplätze. Zum Beispiel nach Frohnau, wo Saroja Kubisch im buddhistischen Haus Ayurveda praktiziert. Sie schließt damit an eine längere Berliner Tradition an: Die Villa und die beiden Tempel ließ der Arzt, Schriftsteller und Buddhist Paul Dahlke in den Zwanzigerjahren auf einem Hügel errichten. Ein idyllisches Anwesen, das heute von Mönchen aus Sri Lanka bewohnt wird.

Noch jüngeren Datums ist hingegen Deutschlands erster Candomblé-Tempel Ilê Obá Silekê in der Kreuzberger Möckernstraße. Hier gibt der afrobrasilianische Tänzer und Candomblé-Priester Murah Soares Kurse in der Religion und Heilmethode seiner Vorfahren. „Die Leute hier haben den Kontakt zu Gott verloren“, sagt er, „sie suchen Hilfe, aber sie glauben nicht mehr.“

Er wirft eine Handvoll Kaurimuscheln auf den Tisch und befragt das Orakel. Was es sagt, behält Soares aber für sich. Gut gelaunt zeigt er seine Kräuter, Pflverchen und Pasten mittels derer das innere Gleichgewicht wieder hergestellt werden soll. So nah wie in diesem Film war man dem Kreuzberger Synkretismus noch nie.

Schillerpalais in  
Neukölln, bis 11. Mai

